Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 73 (1964)
Heft: 5

Artikel: Ein Lächeln im schmerzverzerrten Gesicht ist reichlicher Lohn
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974911

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EIN LÄCHELN IM SCHMERZVERZERRTEN GESICHT IST REICHLICHER LOHN

Sieben kurze Erlebnisberichte, von denen jeder eine persönliche Note trägt, liegen vor mir auf dem Schreibtisch. Humorvoll der eine, nachdenklich der andere, nüchtern wie ein Schulaufsatz dieser, von innigem Empfinden durchdrungen jener.

Junge Schülerinnen der Pflegerinnenschule Lindenhof, die im zweiten Semester stehen, haben sie geschrieben, und dass sie so persönlich ausgefallen sind, macht es schwierig, sie zum Ganzen zu fügen, in dem dennoch die von eigenem Erleben und eigenem Stil geprägte Aussage ihren Wert behält.

Wie manches Mal hatte ich ehrfürchtig eine Krankenschwester bei ihrer Arbeit beobachtet, ihre unendliche Geduld bewundert, ihre ruhige, freundliche Art geschätzt, die selbst inmitten grösster Hoffnungslosigkeit noch Hoffnung und Mut ausstrahlt. Aus dem Bild, das die blosse Beobachtung formte, wuchs der Wunsch, einen Blick hinter die Kulissen zu tun, und ehe ich es selber recht wusste, entsprang daraus die Idee zu einem Artikel. In einem ausführlichen Gespräch mit einer Schulschwester nahm sie mehr und mehr Gestalt an.

Wie ist einer Schülerin zumute, wenn sie zum ersten Male die Schwesterntracht anlegt und den Namen Schwester trägt? Bekundet sie damit nicht schon deutlich ihre Bereitschaft, sich in den Dienst des kranken Menschen zu stellen, in einen Dienst, der mehr denn andere Berufe auch dem privaten Leben seinen Stempel aufdrückt? Was muss eine junge Schwester alles lernen, ehe sie sich diesen Titel wahrhaft verdient hat? Sind nicht die rein menschlichen Aspekte ebenso wichtig wie die pflegerischen Handgriffe? Fällt nicht ein freundliches Wort für die Genesung eines Kranken genauso stark ins Gewicht wie die tägliche Medizin?

Fragen über Fragen waren es, mit denen ich die Schulschwester bestürmte und sie bat, mir bei der Suche nach einer Schwester zu helfen, die mir ein wenig über all die Probleme erzählen konnte.

Ganz bewusst wollte ich eine sehr junge Schwester für mein Anliegen gewinnen, weil sich für sie, die noch ganz am Anfang steht, manche Schwierigkeit deutlicher abzeichnet als für den gereiften Menschen, der durch Erfahrung weise geworden ist und sich mit Bedacht zu einem Kompromiss bereit findet, wo jugendliches Ungestüm nur ein Entweder-Oder kennt.

Schwester Marianne, eine fröhliche und temperamentvolle Schülerin, erschien uns die Geeignete für diese Aufgabe zu sein. Aber sie erklärte ebenso entschieden wie bündig, sie habe kein Talent zum Schreiben und wolle es darum gar nicht erst versuchen. Doch bot sie sich als Vermittlerin an und versprach, andere zu ermuntern, dass sie etwas über ihre Erlebnisse schrieben. Es bedurfte sicher mancher Ueberredungskunst, mancher Mahnung an die Säumigen, bis Schwester Marianne endlich die kleinen Berichte einsammeln und weiterleiten konnte.

Nun liegen sie also auf meinem Schreibtisch. Ich habe sie oft gelesen. Manches klingt unbeholfen, recht sprunghaft folgen die Gedanken einander, und es fällt nicht leicht, zu verstehen, warum hier oder dort, ohne jede Erklärung, plötzlich von etwas ganz anderem die Rede ist. Aber trotz allem, sie zeugen von der Begeisterung der jungen Schwestern. Der korrigierende Rotstift darf nur dort ansetzen, wo keine Gefahr besteht, dass er die Lebendigkeit des wahrhaft Erlebten zerstört. Der Reiz der unmittelbaren Aussage soll erhalten bleiben, und mit dieser Begründung muss ich um Entschuldigung für manches bitten, was der des Schreibens Kundige mit gewandter Feder viel klarer und wesentlicher zu Papier gebracht hätte.

Doch geben wir nun den jungen Lindenhofschwestern das Wort. Auf die Frage «Warum ich Krankenschwester wurde?» bekam ich gleich zwei Antworten:

Warum eigentlich?

Ja, warum eigentlich? Es wäre doch viel angenehmer gewesen, wenn ich irgendwo in einem Büro eine Arbeit hätte. Fünftagewoche, abends pünktlich um sechs Büroschluss, guter Verdienst — der Vorteile sind es genug.

Ich habe es auch versucht, aber ich war nicht befriedigt. Doch nicht bei der eintönigen Arbeit, dem oft mürrischen Chef oder dem lärmigen Arbeitsplatz lag die Ursache für mein Missfallen. Ich war ganz einfach unzufrieden, weil mich meine Arbeit innerlich nicht ausfüllte. Die trockene Materie — Zahlen, nichts als Zahlen — war nichts für mich. Die Arbeit gab mir nichts, das auch mein Herz erfüllte.

Warum sollte ich nicht Krankenschwester werden? Ich wusste von dem grossen Mangel, der in diesem Beruf herrscht, und sagte mir: Versuchen kannst Du es ja mal. Wenigstens ein halbes Jahr lang. Nachher kann man immer noch aufhören, wenn es einem nicht gefällt. Doch dieser letzte Gedanke kam mir nie mehr.

Die Pflege der Kranken schenkt mir einen ganz persönlichen Kontakt mit den Menschen. Ich weiss, dass ich für die Kranken sorgen muss, für sie die Verantwortung trage. Mit meiner bescheidenen Kraft versuche ich, etwas Freude in das oft so tragische Leben der Patienten zu bringen. Allein schon der Gedanke, dass sie auf mich warten, warten, bis ich komme und sie pflege, der Gedanke, dass ich nützlich sein kann,

gibt mir jeden Morgen, wenn ich aufstehe, Freude und Mut.

Und genügt nicht ein Lächeln im schmerzverzerrten Gesicht, um mich doppelt froh zu machen? Drückt mir ein Patient am Abend die Hand und murmelt etwas wie «danke schön, Schwester, danke für alles . . .», so bedeutet das für mich weit mehr, als wenn ich früher im Büro hin und wieder einmal ein Lob einstecken durfte.

Eine lebensfreudige kleine Egoistin

Warum bin ich Krankenschwester geworden? Ja, wenn ich das nur selber genau wüsste. — Um einen Doktor zu angeln? Nein, dazu fehlt mir das Talent, ich würde mich in der ausgeworfenen Schlinge selbst verfangen. — Ist es Idealismus? Wenn Idealismus für unendliche Geduld und unerschütterliche Ruhe steht, so muss ich bekennen, dass ich meinen Beruf nicht als überzeugte Idealistin gewählt habe. Ich war eine lebensfreudige kleine Egoistin, als ich mich entschloss, Krankenschwester zu werden, und ich muss mich alle Tage unablässig bemühen, dem Idealbild einer Krankenschwester nahe zu kommen.

Ausschlaggebender Grund für meine Berufswahl war sicher, dass ich die Menschen liebe. Was gibt es Schöneres, als seinen Nächsten in eine Wolke von Freude und Humor zu hüllen, ihm aber auch mit Ernst und Verständnis beizustehen, wenn Schweres ihn heimsucht. Vielleicht sind es Selbstverständlichkeiten, doch wir Schwestern brauchen Humor und Einfühlungsvermögen in noch stärkerem Masse als andere, weil wir uns darum bemühen, dem Menschen zu helfen, sei es in körperlicher oder seelischer Not. Man begegnet in unserem Beruf dem Tod wie dem Leben. Hier stirbt ein Mensch nach langem Todeskampf, dort darf man am grössten Wunder teilhaben, an der Geburt eines neuen Geschöpfes.

Falls ich selber einmal Mutter werde, will ich meinem Kinde die hohe Verantwortung meines Berufes erklären, indem ich ihm das Bild der Gärtnerin vor Augen halte: Sie senkt die zarten Würzelchen der ihr anvertrauten Pflanze in die Erde und trägt die Pflicht, das Plänzchen zu hegen, zu pflegen und zu schützen. Wenn mein Kind durch dieses Gleichnis die Verantwortung gegenüber der lebenden Kreatur verstehen lernt, was liegt dann näher, als dass es sie auf den Menschen überträgt und begreift, warum die Mutter Krankenschwester geworden ist.

Aber wer fragt schon nach dem Warum, wenn er in frisch leuchtende Augen blicken darf, die inmitten eines Berges von Runzeln stehen und von dem reich erfüllten Leben einer alten, weisen Krankenschwester erzählen.

Ich möchte es jedem Kranken ganz deutlich machen, dass er sich beim Eintritt ins Spital nicht nur einem Haus mit vielen Spritzen, Medikamenten, blitzblank gebohnerten Gängen, nach Waschmittel riechenden Betten und lauter Plaggeistern anvertraut, sondern Menschen, die ihm mit Herz und Verständnis begegnen.

*

Gleich nach ihrem Eintritt bekommen die jungen Schülerinnen Schürzen und Schleier, und die formelle Bezeichnung «Fräulein» wird gegen das so bedeutungsvolle Wort «Schwester» eingetauscht. Wie mag einem dabei zumute sein? Erfüllt es einen mit Stolz, und ist man sich bewusst, dass der Titel «Schwester» zu den schönsten und vertraulichsten gehört, die unsere Sprache geprägt hat? Dies war unsere zweite Frage, an die sich gleich eine weitere anschloss: Welche Verpflichtung legt die Tracht bereits den jungen Schülerinnen auf?

Fast wie im Himmel!

Die Tatsache, nach so langer Zeit unter die Haube gesetzt zu werden, prägt sich als ein unvergessliches Erlebnis in die Erinnerung ein.

Nachdem man uns fünfunddreissig Schülerinnen in weisse Schürzen und Schleier gesteckt hatte, sagte man auch schon «Schwester» zu uns. Unmöglich klang dieser Titel in meinen Ohren! Ich hatte das Gefühl, dass ich ihn mir noch gar nicht verdient hatte.

Und doch, man kam sich vor wie im Himmel, obwohl wir Erstsemestrigen oder Kleinen, wie man uns auch nannte, die fortgeschrittenen Schülerinnen ob ihrer bereits erworbenen Weisheit gehörig bewunderten und uns zugleich auch sehr untertänig fühlten.

Aber nach den ersten Stunden in Anatomie und praktischer Krankenpflege hatte ich den Eindruck, die Bezeichnung «Anfänger» sei leicht übertrieben. Natürlich weiss man noch nicht viel, das spürt man früh genug. Jedoch für den Augenblick tut es ganz gut, sich einzubilden, man habe in den ersten Stunden schon etliches Wissen erworben.

Die Zeit vergeht rasch: Eins, zwei drei, und schon beginnt das zweite Semester, und, um einige Erfahrung reicher, lächle ich heute über manches, was mir am Anfang so wichtig schien.

Was bedeutet mir die Schwesterntracht?

Wie sieht sie eigentlich aus, unsere Tracht? Ein nettes Häubchen ziert den Kopf, dazu eine weisse Aermelschürze über einem blau-weiss-gestreiften Rock, eine einfache Tracht also.

Und nun soll mir diese schlichte Tracht Verpflichtungen auferlegen?

Man mag es glauben oder nicht, wenn ich nach einem freien Tag wieder in meine Arbeitskleider schlüpfe, so ziehe ich damit auch ein Stück Verantwortung an. Ich trage sie meinen Patienten gegenüber, die mich kennen und ihrer Pflegerin vertrauen. Für sie ist die weisse Tracht Gewähr der Für- und Vorsorge.

Doch nicht nur den Kranken gegenüber tragen wir die Verantwortung, für die unsere Berufskleidung ein deutliches Zeichen ist. Sie gilt auch dem Arzt gegen-

über, der sich darauf verlassen darf, dass seine Kranken bei der Schwester in guten Händen sind.

Und die übrigen Menschen, die Aussenstehenden? Sie werden beim Anblick einer weissgekleideten Gestalt mit dem Häubchen auf dem Kopf ausnehmend höflich und zuvorkommend.

Dass ich daneben manches Mal meine Schwesterntracht als lästig empfunden habe, möchte ich nicht verschweigen. Wieviel Aerger steigt auf, wenn am Morgen am neuen Berufskleid ein oder gar zwei Knöpfe fehlen, wenn in der Hitze des Gefechts plötzlich Flekken auf der weissen Schürze prangen oder wenn nach der Wäsche wieder einmal der Saum verlängert werden muss. Das sind die kleinen Sorgen und Nöte, die man hat, wenn die Tracht immer blitzsauber aussehen soll.

Im Vordergrund aber steht für mich wie für alle anderen, dass uns unser Berufskleid Verpflichtung bedeutet. Wir wissen, dass wir für die Kranken da sein müssen, und ihre Sorgen und Nöte stehen über allem anderen.

Das soll nicht nach Aufopferung tönen, beileibe nicht. Für jede Schwester, die aus Liebe zum Nächsten ihren Beruf ergreift, wird es selbstverständlich sein und ihrem Leben den eigentlichen Sinn geben.

Wir junge Schwestern lieben unsere Tracht und sind stolz darauf. Jetzt, da wir noch Schülerinnen sind, bekunden wir durch unser Kleid das Versprechen, dass wir alles dafür tun wollen, um die Erwartungen zu erfüllen, die man in uns setzt.

*

Während die Ausbildung zur Krankenschwester früher durch eine rein praktische Lehre erfolgte, wird heute ebensoviel Wert auf die theoretischen Kenntnisse gelegt, die sich die Schülerinnen in den Unterrichtsstunden erwerben, und manch eine, die den Schwesternberuf erwählt hatte, mochte enttäuscht darüber sein, dass sie zunächst wie ein kleines Mädchen noch die Schulbank drücken musste. Aber brachte der Schulunterricht nur Enttäuschung?

Warum, in aller Welt, Physik und Chemie?

Schulstunden können zu den quälendsten Augenblicken im Leben zählen, und doch hinterlassen sie die wunderbarsten Erinnerungen.

An einem regnerischen Herbsttag sassen wir fünfunddreissig Schwestern zum erstenmal auf der Schulbank im Lindenhof; junge Mädchen, die bis vor kurzem noch die Schule besucht hatten, andere, die schon mehrere Jahre im Beruf tätig oder ein wenig in der Welt herumgekommen waren. Den letzteren fiel es schwer, wieder die Schulbank zu drücken und sich Schulweisheit in den Kopf hämmern zu lassen.

Die ersten drei Monate unserer Lehrzeit verbrachten wir fast ausschliesslich hinter Büchern. Wir mussten uns nicht nur mit praktischer Krankenpflege, medizinischen und chirurgischen Vorlesungen und mit der gründlichen Lehre der Anatomie und Physiologie abgeben. Daneben gab es auch Schulstunden für Biologie und, oh weh!, für Physik und Chemie. Sogar Deutsch stand auf dem Schulprogramm. Ich muss gestehen, die Stunden waren nicht bei allen beliebt, aber mancher kleine Schülerstreich sorgte für ein Vergnügen. Besonders genossen wir die Massagestunden, obwohl wir einander nie gründlich genug massierten, um einige Pfunde abzunehmen!

In der Berufsethik plagten mich manchmal Zweifel, ob ich auch die rechte Wahl getroffen hatte. Es war quälend, zu vernehmen, welche guten Eigenschaften alle zu einer Krankenschwester gehören. Aber zum Glück erfuhren wir nicht nur etwas von der hohen Verpflichtung der Krankenschwester, sondern durften uns auch zahlreiche praktische Ratschläge holen, wie wir uns am Krankenbett verhalten müssen. Sehr eingehend wurde von der Schweigepflicht gesprochen, weil sie beim Umgang mit Kranken so wichtig ist.

Doch, warum, wird man fragen, müssen Krankenschwestern etwas von Chemie und Physik verstehen? Bis in den Traum hinein verfolgte mich die Osmose, und oft hatte ich grosse Mühe, während einer Physikstunde die Augen offen zu halten. Aber bald erkannte ich, dass auch diese von mir so wenig geschätzten Stunden dazu gehören, um uns auf die praktische Arbeit in der Abteilung vorzubereiten; denn heute, da die Wissenschaft so riesengrosse und schnelle Fortschritte macht und die Aerzte überlastet sind, wird auch von der Schwester immer mehr verlangt.

Noch stehe ich am Anfang meiner Ausbildung. Aber ich bin mit Begeisterung dabei und hoffe zuversichtlich darauf, dass ich den Kranken das bieten kann, was sie von mir erwarten.

*

Wenn dann der theoretische Unterricht durch die praktische Arbeit am Krankenbett ergänzt wird, so stellen sich die mannigfaltigsten Erlebnisse ein, traurige, die einem fast verzagen lassen, peinliche, die um so peinlicher wirken, als ein Ungeschick sich schnell herumspricht und bald alle Schwestern wissen, was man angestellt hat, fröhliche, die sich ebenso unauslöschlich einprägen wie die traurigen, nur dass sie neuen Mut und neue Kraft schenken. Von zwei Erlebnissen sei zum Schluss noch die Rede:

Aber Schwester!

«Aber Schwester!» Oh, dieser Ausruf! Wie viele Male habe ich ihn nun schon hören müssen, und wie oft wird er noch ertönen? Jedesmal bildet er den Abschluss einer peinlichen Situation.

Ein Erlebnis steht mir noch deutlich vor Augen: Es war im Winter des letzten Jahres. Ich arbeitete als frischgebackene Erstsemestrige, bar jeder Erfahrung, auf der chirurgischen Abteilung. Eines Tages erschien der Arzt, ein bis dahin von mir sehr gefürchtetes

Wesen. Es war gerade zu jener Zeit, da die meisten Schwestern beim Essen sassen. Die erfahrenere Schülerin, die mit mir die Abteilung hütete, hatte viel zu tun, und so blieb mir nichts anderes übrig, als dem Arzt beim vorgesehenen Verbandwechsel zu helfen. Ich hatte überhaupt keine Ahnung, wie das vor sich gehen sollte und fuhr deshalb den Verbandwagen mit einigem Herzklopfen ins Krankenzimmer.

Ein knappes «Guten Tag, Schwester,» war die Begrüssung des Arztes. «Wir wollen die Fäden entfernen, geben Sie mir eine anatomische Pinzette.» Oh Schreck, eine anatomische Pinzette! Wo, zum Kuckuck, war sie zu finden? Ach ja, in dem Kocher. Doch nein, er war leer. Also im nächsten. Nein, da auch nicht. Aber im dritten? Ja, Gottseidank! Ich atmete auf. Doch zu früh, denn schon verlangte der Arzt nach einer kleinen spitzen Schere. Als ich auch diese nicht gleich finden konnte, nahm er mir die Pinzette aus der Hand und suchte sich selbst das Nötige, mit der Bemerkung, er könne sich ja allein herausnehmen, was er brauche.

Langsam wurde ich rot. Ich spürte es deutlich. Bis unter die Haare. Und es überlief mich heiss, als er auch noch den Nobecutanspray verlangte. Ich schaute ihn ganz entgeistert an. Was war denn das wieder, Nobecutanspray?

Und nun ging mir die Geduld aus. «Hören Sie, Herr Doktor, ich hole Ihnen eine Schwester, die ihre Sache besser versteht,» stammelte ich und wollte aus dem Zimmer stürzen. Aber der Arzt hielt mich zurück. «Nein, nein, bleiben Sie nur ruhig da. Aber Schwester! Sie müssen eben wissen, was Sie auf Ihrem Verbandwagen haben, sonst sind Sie wie ein Zeitungsverkäufer, der nicht weiss, welche Zeitungen er verkauft.»

Darauf steigerte sich die Röte in meinem Gesicht noch mehr. Ich war erleichtert, als ich den verhängnisvollen Verbandwechsel glücklich überstanden hatte.

Doch wie schämte ich mich! Noch am gleichen Abend schaute ich mir den Verbandwagen sehr genau an.

Solch ein Missgeschick sollte nicht ein zweites Mal vorkommen!

*

Der letzte Bericht ist anders als die anderen: Es ist ein Brief, den eine junge Schwester an ihre Mutter schrieb. Ein Brief, der jedem von uns etwas zu sagen hat, und der ebenso wie alle anderen Berichte dazu gehört, um das Bild der heutigen Schwester zu zeichnen, in dem nichts von duldsamer Aufopferung zu spüren ist, das Fröhlichkeit und Wärme ausstrahlt und trotz aller Begeisterung, trotz allem Idealismus auch die nüchterne sachliche Haltung nicht vermissen lässt, die unserer Zeit gemäss ist.

Liebe Mutter!

Es sind kaum zwei Wochen vergangen, seit man mich «Schwester Annemarie» nennt, und schon habe ich heute wohl etwas vom Wundervollsten erlebt, das es für eine Schwester zu erleben gibt, nämlich die Geburt eines kleinen Menschleins.

Mein Herz ist voll von den letzten Stunden, von dem ungeheuren Wunder des Menschwerdens, dass ich Dich an meiner Freude teilhaben lassen muss und Dir alle meine Eindrücke erzählen möchte. Entschuldige, wenn meine Gedanken ein bisschen durcheinanderpurzeln, ich bin noch zu benommen, um sie zu ordnen.

Heute morgen läutete in unserem Schulhäuschen plötzlich das Telefon, gerade als ich daran war, als Uebung für eine schwerkranke Patientin das Bett zu richten. Das Telefon galt mir: Ich sollte zum erstenmal bei einer Geburt dabei sein. Natürlich wollte ich gleich losspringen, aber die Schulschwester meinte: «Nume nid gschpräng t, s'het gäng no glängt.» Zunächst musste ich also das Bett fertig richten. Meine Finger zappelten, bis die Ecken, der Falt, die Unterlage, die Kissen und alles in Ordnung waren. Dann flog ich mit wehender Schürze und Schleier die Treppe hinauf zum Pavillon, wo die Geburtenabteilung liegt. Mit pochendem Herzen, wie ein kleines Mädchen, hielt ich vor der Türe des Gebärsaales einen Augenblick inne. Bevor ich anklopfte, betete ich: «Herr, segne Du dieses Kindlein und seine Eltern.»

Dann trat ich ein und stellte mich vor als «Schwester Annemarie». Es war das erstemal, dass ich mich so nannte. Ich bemühte mich, ein freudiges Gesicht zu machen.

Die Frau ist dreiundzwanzig Jahre alt und hat heute ihr erstes Kind geboren. Sie hatte Angst, und es tat mir weh, wenn ich in ihr gespanntes Gesicht blickte. Doch plötzlich hörte ich die Hebamme rufen: «Chömet, lueget, Schwöschter Annemarie, jetzt gseht me d'Härli scho ganz guet.» Und richtig, ein kleines schwarzes Haarbüschel guckte ganz vorwitzig hervor, als ob es sagen wollte: Macht vorwärts, es ist Zeit! Doch schon durchflutete eine neue Wehenwelle den Körper der jungen Frau, und jetzt — jetzt, ich wagte kaum zu atmen, nahm die Hebamme blitzschnell eine Schere vom sterilen Tischchen und machte einen kleinen Schnitt. Im nächsten Augenblick war auch schon der Kopf herausgerutscht, die Schultern, die Aermchen, das ganze Körperchen — das Baby lag vor uns und tat seinen ersten kräftigen Schrei in die fast heilige Stille, die in den letzten Minuten über dem Gebärsaal geschwebt hatte.

Die Hebamme durchtrennte die Nabelschnur, wikkelte den kleinen Thomas in ein warmes Tuch, und ich durfte ihn einen Augenblick lang der Mutter in den Arm legen.

Liebe Mutter, als ich die junge Frau mit ihrem ersten Kindlein in den Armen sah, musste ich an Dich denken. So hast Du mich angesehen, mit diesem Blick, der sich nicht in Worte fassen lässt. Und so werde ich vielleicht auch mein Kind einmal ansehen. Ich schäme mich nicht, Dir, liebe Mutter, zu sagen, dass ich einen Augenblick leer schluckte und ein komisches Gefühl in der Augen- und Nasengegend verspürte. Und ich möchte Dir danken, dass Du mich als Dein Kind geliebt hast und es heute noch tust. Glaube mir, der Same der Mutterliebe ist bei mir nicht auf steinigen Boden gefallen.

Ja, und dann ging alles ganz schnell. Der Doktor kam zu spät und konnte nur noch grosse Augen machen und der Mutter zu ihrem strammen Buben gratulieren. Er hatte das Schönste verpasst.

Als ich die junge Frau gewaschen hatte, sagte sie «Danke, Schwester» zu mir. Zum erstenmal hat jemand das zu mir gesagt. Kannst Du Dir vorstellen, dass es wie Musik in meinen Ohren klang?

Wir waren alle ganz gelöst und glücklich und lachten miteinander, als die Hebamme dem kleinen Thomas ein Rosschwänzchen zurechtbürstete.

Dass ich nachher noch den Gebärsaal putzen musste, störte mich nicht im geringsten. Ich tat es gern als Entgelt für das schöne Erlebnis.

Glaubst Du mir, dass ich jetzt zufrieden und glücklich über den heutigen Tag einschlafen werde?

Gut Nacht, liebe Mutter, und danke für all die Schmerzen, die Du für mich ertragen hast.

Deine Annemarie

Siehe, das Leben, das alles erfüllt,
Tief im Geheimnis ist es verhüllt.
Wer kann es fassen, wer es ergründen,
Welche Sprache sein Wesen verkünden?

Noch ist es niemand vor Augen gekommen,
Nie hat ein Ohr seine Stimme vernommen;
Die Seele allein nur kann es versteh'n,
Wenn Sehen und Hören stille steh'n.

Bhagavad Gita, Zweiter Gesang, 29